

Gerhard HARD, Osnabrück

## Natur in der Stadt?

„Die Natur? ... Nie war sie so von Göttern erfüllt, nie triefte sie von Weihe, nie war sie mit so viel Aberglauben beladen“ (LÉVY 1980, 136).

### Summary

When talking about nature in urban landscapes one has to talk about several and different natures. Two of them are described: The administered urban green and the spontaneous ruderal vegetation. The usual management of both natures by the city administration is criticized. Finally I propose how these natures should be handled in the future: Instead of the administered urban green one should create accessible public areas, and the spontaneous vegetation should be kept free from any administrative intervention including protection.

### 1 Natur im Singular und Natur im Plural

Texte, die schon im Titel einfach von Natur reden, also von Natur im Singular, ohne Spezifizierung und ohne Anführungszeichen – solche Texte lese er erst gar nicht mehr, sagte mir ein Kollege (der sich als analytischer Philosoph versteht). Was einen da erwarte, sei im allgemeinen nur die allbekannte (natur)moralisch korrekte Schaumsprache, und auf intellektueller Ebene signalisieren solche Texte (sagte er) bloß Naivität.

Einem solchen einheitssemantischen Naturdiskurs geht in der Tat eine schlichte, aber unüberholbare Einsicht ab: Wer Natur sagt, der benennt keinen Gegenstand oder Gegenstandsbereich, sondern trifft bzw. „markiert“ eine Unterscheidung, nämlich eine Unterscheidung zwischen „Natur“ und „Nichtnatur“, und diese Unterscheidung ist vor diesem Unterscheiden und außerhalb dieser Unterscheidung (im unmarked state vor der Markierung der Differenz) nach menschlichem Ermessen genausowenig vorhanden wie die Unterscheidung zwischen Kraut und Unkraut – und wie die Unterscheidung zwischen Kraut und Unkraut, so ist auch die von Natur und

Nicht-Natur höchst instabil, weil ganz kontext-, z.B. kultur-, praxis- und interessenbezogen, in differenzierten Gesellschaften also so differenziert wie diese Gesellschaften insgesamt.

Demgegenüber begegnet man in der politischen Ökologie auf Schritt und Tritt einer einfältigen und nicht selten trotzigigen Einheitssemantik der Natur. Besonders explizit bei den Naturschützern, z.B. noch im diesjährigen Aprilheft der Zeitschrift „Naturschutz und Landschaftsplanung“: „Naturschutz bedeutet schließlich [!] nichts anderes [!] als „Natur schützen“. Punkt! [!]“ Wie auch der Kontext zeigt, ist nicht eine bestimmte Natur, sondern Natur schlechthin, eben die (eine) Natur gemeint. Dass ein solcher einheitssemantischer Naturbegriff eine ideologische Funktion hat, wird gelegentlich sogar explizit formuliert. Warum braucht der Naturschutz einen (absoluten) Naturbegriff – „den“ Begriff von „der“ einen Natur, die zugleich ein Inbegriff des Guten ist? „Um das [vom Naturschutz Gewollte] politisch durchzusetzen“ (FALTER 1994, 6). Hier deklariert ein Naturschützer ganz offen, dass seine Einheitssemantik und die mit ihr verbundenen absoluten Wahrheitsansprüche einem partikularen Interesse dienen, d.h., dass seine Sprache als eine fundamental ideologische Sprache funktioniert.

Naturschutz und politische Ökologie können offenbar einen offensichtlichen Tatbestand niemals anerkennen: dass ihre „Natur“ nur *eine* „Natur“ unter anderen, ihr jeweiliges (Natur)Interesse nur ein (Natur)Interesse unter anderen ist – und dass es in differenzierten modernen Gesellschaften keine Instanz mehr gibt, die verbindlich für alle festlegen könnte, was (die richtige) Natur ist, was Natur wert ist und was „Natur“ bedeuten soll. Daher müssen Naturschutz und politische Ökologie, wenn sie sich nicht, z.B. aus politischem Opportunismus, um die weltanschaulich-politischen Konsequenzen ihrer einheitssemantischen Prämissen herumdrücken, fast immer zugleich auch Feinde jeder Form einer liberalen Demokratie sein. Verständlicherweise wird das seit 1945 selten explizit formuliert; man vgl. aber immerhin noch heute FALTER 1994, 387.

Dabei muß doch auch jeder Naturschützer es doch schon tausendmal selber erlebt haben (ist es ihm wirklich nie ins Bewußtsein gedrungen?): Wo immer Natur geschützt wird, wird trivialerweise nie die Natur (alle Natur und die ganze Natur) geschützt; wo der Naturschutz, überhaupt Natur-, Umwelt, Öko-, Grün- und Biotoppolitik hinschauen und dann hinstellen, wird alsbald ex- oder implizit eine schützenswerte und symbolisch aufgeladene Natur 1. Klasse von einer nicht schützenswerten Natur 2. Klasse getrennt, wobei die Natur 2. Klasse (zugunsten einer Natur 1. Klasse) erst rhetorisch entwertet und dann real bekämpft, und d.h. im allgemeinen: vernichtet wird. Da der Erfolg dieser Aktionen im allgemeinen gering ist, müssen sie meistens endlos wiederholt werden.

Insofern sind aller Naturschutz und alle Pro-Natur-Politik immer auch Naturzerstörung. Orchideen ja, Brennessel nein, und wenn auch Brennessel, dann nicht da, wo Orchideen geschützt werden sollen – und auf keinen Fall Vogelknöterich. Im Feuchtwiesenprogramm sollen Brachvögel, Bekassine und Uferschnepfen (als Natur 1. Klasse) gedeihen, aber Wiesel, Marder, Elstern und andere Rabenvögel (als Natur 2. Klasse) sollen ihnen zuliebe verschwinden. Das ist mutatis mutandis überall so. Der gleiche Gegenstand kann bald Natur 1. Klasse, bald Natur 2. Klasse (Unkraut, Untier) sein. Im einen Fall werden Birkenbestände als Natur 2. Klasse vernichtet, im anderen Fall als Natur 1. Klasse geschützt. Im einen Fall werden Hecken mit Bäumen angepflanzt, um bestimmten Tieren Unterschlupf zu bieten, im anderen Fall werden Hecken mit Bäumen vom Naturschutz vernichtet, um bestimmten Untieren den Unterschlupf wegzunehmen. Vor einigen Jahrzehnten gehörte bekanntlich auch die spontane Stadtvegetation samt allen Industriebrachen noch zur Natur 2. Klasse, eine Wertung, die tief in der originären Ideologie des Naturschutzes verankert war: Großstädte mit Inventar galten lange per se als Unnatur, und alles, was dort von selber wuchs, wurde, wo immer möglich, durch Gärtnergrün ersetzt und kontinuierlich als Unkraut bekämpft.

Alle Linien, längs denen Natur 1. Klasse und Natur 2. Klasse getrennt werden, sind bis heute ganz und gar Ideologie, oder, wenn das besser gefällt: ganz und gar Kultur, und wechseln zuweilen wie Moden. Die Hofwissenschaftler und Hofkapläne des organisierten Naturschutzes sind seit eh und je sinnlos bemüht, diese Trennlinien naturwissenschaftlich oder anders (z.B. über Seltenheits- und Gefährdungskriterien) zu begründen; die Roten Listen sind nur eines der widerspruchsvollen und unbegründbaren Ergebnisse dieser Mühen. Inzwischen stellen auch schon einige Naturschützer fest, was ohnehin immer schon auf der Hand lag: Wer den bisherigen Roten Listen folgt, schützt wenigstens fast immer das Falsche – „falsch“ nach den Prämissen des Naturschutzes selber (vgl. z.B. BOYE u. BAUER 2000; WELK u. HOFFMANN 2000).

## **2 Naturen in der Stadt**

Schon dann, wenn wir – mit einer rabiaten, aber nicht unüblichen Verkürzung – nur mehr oder weniger Grünes (d.h., mehr oder weniger begrünte Flächen) als „Natur“ bezeichnen, schon dann gibt es, wie Ingo KOWARIK (1992) aufgezählt hat, mindestens vier Naturen in der Stadt, und diese vier Naturen sind nicht nur vier ganz unterschiedliche biotische Bestände, sondern werden auch mit sehr unterschiedlichen bis konträren kulturellen Bedeutungen und Bewertungen belegt. Diese vier Stadtnaturen kann man

(mit nur wenigen Veränderungen an KOWARIKs Formulierungen) wie folgt kennzeichnen:

- „Natur der 1. Art“, d.h. verinselte Wildnisse, z.B. Waldstücke und Feuchtgebiete, die auf den ersten Blick nicht selten so aussehen, als seien sie Reste der Naturlandschaft; in Wirklichkeit sind es aber meistens ehemalige Nutzflächen und Kulturformationen, die irgendwann sich selbst überlassen wurden und/oder seither nur noch sehr extensiv genutzt werden;<sup>1</sup>
- „Natur der 2. Art“, d.h. landwirtschaftliche Nutzflächen, Inseln bewirtschafteter Agrarlandschaft im Stadtbereich;
- „Natur der 3. Art“, d.h. das gesamte Stadtgärtner- und Grünflächenamtsgrün – von den repräsentativen Grünanlagen bis zum Abstands-, Verkehrsbegleit- und anderem „Funktionsgrün“;
- „Natur der 4. Art“, die spezifisch urban-industrielle Vegetation, gemeinhin (Stadt)Unkraut und vegetationskundlich z.B. „(städtische) Ruderalvegetation“ genannt – wozu auch die in jüngerer Zeit sogenannten „Stadt-“ und „Industriebrachen“ gehören.

Die privaten oder privat bewirtschafteten Zier- und Nutzgärten müßte man im Rahmen dieser Klassifikation (je nach Vorbild, Funktion und spontaner Begleitvegetation) teils eher zur „Natur der 2. Art“, teils eher zur „Natur der 3. Art“ zählen. Von diesem privaten Grün ist im Folgenden *nicht* die Rede. Grundstätzlich geht dieses private Grün weder die Grünadministration noch den Naturschutz etwas an.

Beim Thema Stadt konzentriert man sich sinnvollerweise auf die KOWARIKschen Naturen der 3. und der 4. Art: Stadtgärtnergrün und spontane Stadtvegetation, d.h. das, was in Stadtgebieten so von selber wächst. Bis vor einigen Jahrzehnten war das Stadtgärtnergrün auch identisch mit Stadtnatur 1. Klasse, während die Ruderalvegetation, ob sie nun störte oder nicht, die Rolle der Natur 2. Klasse spielte und prinzipiell als vernichtungswürdig galt.

Ich beginne mit einigen pointiert resümierenden Bemerkungen zur Stadtnatur der 3. Art (dem Stadtgärtnergrün), seinen Traditionen, seinen Defekten, seinen fragwürdigen Innovationen, und skizziere dann eine naheliegende Alternative. Schließlich formuliere ich einiges zur Genese und Zukunft der Stadtnatur der 4. Art (also vor allem zum Stadtunkraut): wobei die „Stadtentwicklungsvision“ darin besteht, dass diese Stadtnatur der 4. Art

---

<sup>1</sup> Diese von Schluss- und Vorschlussgesellschaften besetzten Kulturbrachen oder „Sukzessionsflächen“ werden von Naturschützern (aus Unwissenheit oder aus taktisch-propagandistischen Gründen) nicht selten als „Primärlebensräume“ ausgegeben; wenn man schon eine solche numerische Terminologie kreiert, müssten sie eher „Tertiär-“ oder „Quartärlebensräume“ (noch besser: Kulturbrachen) heißen.

künftig von jeder Betreuung und Bepflanzung durch Naturschutz- und andere Administrationen verschont bleiben möge.

Das angekündigte Resümee zum Stadtgärtnergrün lautet wie folgt: (vgl. dazu schon HÜLBUSCH 1981a; DERS. 1981b; BÖSE-VETTER 1989): Die Grünflächenämter (aber nicht nur die amtliche Stadtgärtnerei, sondern auch Landschaftsarchitektur und Garten- und Landschaftsbau) imitierten in den städtischen Freiräumen jahrhundertlang auf großen, kleinen und kleinsten Flächen die verbilligten und trivialisierten Requisiten der Schloß- und Villengärtnerei (also im wesentlichen die Requisiten des Landschaftsgartens), dann in steigendem Maße auch andere, modisch wechselnde Versatzstücke peripherer, archaischer und devastierter Agrarlandschaften: z.B. Magerweiden (die in städtische Vielschnittgrasrasen, besser: Scherweiden, verwandelt wurden), macchienähnliche Heckendickichte, die heruntergewirtschafteten Niederwäldern gleichen, heideartige Formationen aller Art sowie breitkronig-tiefastige, also weidebaum- und hudewaldartige, im städtischen Ambiente denkbar ungeeignete „Landschaftsbäume“ – und seit etwa vier Jahrzehnten begann die Simulation von Vegetationstypen vom Rand der Ökumene: z.B. von subalpinen Pinus mugo-Legföhrengestrüppen sowie Zwerg- und Dornstrauchformationen vom Typ der Cotoneaster-Lonicera-Berberis-Bodendecker-Kulturen, die von Arten zentralasiatischer Gebirge dominiert waren.

Diese falschen Vorbilder werden von der verantwortlichen Profession und Administration vielfach falsch interpretiert (und entsprechend falsch, aber teuer traktiert), unter anderem ökologisch falsch, vegetationsdynamisch falsch und funktional falsch: Ökologisch falsch, weil diese Gärtnervegetation auf den städtischen Standorten gegenüber der Spontanvegetation, dem städtischen Unkraut, nie konkurrenzfähig war (auch dann nicht, wenn die Böden gärtnerisch aufwendig präpariert und die Pflanzungen intensiv gepflegt wurden); dynamisch falsch, weil die angebaute Vegetation instabil ist und trotz hohen Investitionen an Geld, Gift und Arbeit letztlich doch von der spontanen Sukzession überrollt wird; funktional (bzw. sozial) falsch, weil diese Begrünung auch humanökologisch so gut wie wertlos ist und die städtischen Freiräume für die Stadtbevölkerung unbenutzbar macht. Das instabile Gärtnergrün muss also unter hohen Kosten und Umweltbelastungen gärtnerisch stabilisiert (und immer wieder erneuert) werden. Diese hoffnungslosen Stabilisierungsversuche nennt man „Pflege“; man würde diese leerlaufenden Simulationen vormals landwirtschaftlicher Praktiken besser „Schein-“ oder „Pseudo-Nutzung“ nennen. Die Quintessenz der amtlichen Stadtgärtnerei war und ist also erstens Schein- oder Pseudo-Nutzung (d.h. eine teure Produktion von Abfällen statt Ernten) und zweitens die Aussperrung der Stadtbewohner und Stadtnutzer.

Diese Art von öffentlicher Stadtgärtnerei (deren Ideen- und Mentalitätsgeschichte ich z.B. in HARD 1985 skizziert habe) sollte samt ihren Spuren und Folgelasten restlos verschwinden – ausgenommen die vergleichsweise winzigen Flächen, die ins Ressort der Gartendenkmalpflege fallen. An die Stelle dieser zweifelhaften Grünplanung sollte eine Freiraumplanung treten, die diesen Namen wirklich verdient: weil sie nämlich die öffentlichen Freiräume in erster Linie so organisiert, dass sie für Stadtbewohner und andere Stadtnutzer benutzbar, zumindest durchgängig begehbar werden. Das in sozialer und ökologischer Hinsicht gleich sinnlose gärtnerische Dekorations- und Disziplinierungskleingrün sollte aus den öffentlichen Freiräumen verschwinden. Bäume und Baumpflege – das genügt: und zwar sollten *Stadtbäume* erzogen werden, d.h. Bäume mit frühzeitig hochgestellten Kronen auf wassergebundenen Decken, d.h. hier: auf feinerdehaltigem Schotter, die aus einfachem, meist lokal verfügbarem Material erstellt werden können. (Für einen sinnvollen Umgang mit Bäumen in der Stadt vgl. ALONSO u. HÜLBUSCH 1996.) Das ergibt wasserdurchlässige, verdichtungsresistente, problemlos begehbare und zugleich vegetationsfähige, d.h. von der „StadtNatur der 4. Art“ besiedelbare Substrate, auf denen sich „Natur“ (wenn und wo man sie denn haben will) entsprechend der jeweiligen Freiraumplanung von selber einstellen, der jeweiligen Nutzung entsprechende Vegetationsmosaike, Zonierungen und Gradienten bilden und weithin durch die Nutzung selber stabilisiert werden kann. Wo dann ohne Gärtner nichts wächst, wächst auch mit Gärtner nichts. Ohnehin wären die Städte ohne Stadtgärtner und Grünflächenämter schon immer viel grüner gewesen.

Es sollte dabei aber wohlgemerkt überhaupt nicht ums Grün und um die Natur gehen, weder ums Gärtner-, noch ums wilde Grün, weder um die Natur dritter, noch um die Natur vierter Art, noch um irgend eine andere Natur. Statt um Natur sollte es vor allem um nutzbare Freiräume gehen – und um das Grün nur als eines der Mittel zu diesem Zweck. Die ästhetische Kreativität von Freiraumplanern und Landschaftsarchitekten kann sich, sofern vorhanden, auch in diesem Rahmen hinreichend (und vor allem auch: sinnvoller) entfalten. „Pflege“ ist dann Gebrauchswertsicherung und Brauchbarkeitspflege, statt, wie bisher und noch im heutigen Normalfall, Bekämpfung des Unkrauts sowie Aussperrung und Drangsalierung der Stadtbewohner zwecks Aufrechterhaltung eines modisch wechselnden stadtgärtnerischen Gründesigns, dessen (human)ökologischer, klimameliorativer, ästhetischer und sozialer Wert (von den Bäumen einmal abgesehen) insgesamt nahe Null, wenn nicht im negativen Bereich liegt.

Zu dieser „Vision“ kenne ich keine sinnvolle, geschweige denn bessere Alternative, weder aus der Literatur, noch aus der Praxis. Warum sie es so

schwer hat, Raum zu greifen, habe ich andernorts dargestellt (z.B. HARD 1997; DERS. 1998): Viel hinderlicher als die immer wieder vorgeschobenen „Vorurteile“ der Leute (die, falls vorhanden, ohnehin aus den gartenamtlichen und professionellen Naturdiskursen stammen) sind bestimmte Traditionen und traditionelle Idole der grünen Professionen; noch hinderlicher allerdings ist der Verlust an einfachen handwerklichen Kompetenzen bei diesen Ämtern und Professionen sowie die institutionellen und organisatorischen Zwänge, mit denen die Grün- und Naturschutzadministrationsen sich im wesentlichen selber umstellt haben. Unüberwindlich ist nichts von alledem.

Aber gibt es denn nicht (wird man einwenden) eine „ökologische Neuorientierung“ in der städtischen Freiflächen-, Grün- und Naturpolitik? Wird – zumindest außerhalb der repräsentativsten Innenstadtlagen, aber teilweise sogar dort – das herkömmliche Zier-, Abstands- und Verkehrsbegleitgrün (in distanzierteren Termini: das wohlbekannte Deko-, Erziehungs- und Disziplinierungsgrün) inzwischen nicht durch naturnahes, zumindest naturnäheres Öko- und Biotopgrün ersetzt, wird die Schönheits- und Sauberkeitspflege nicht durch „ökologische Grünpflege“ abgelöst – und sei es nur als eine Art von unfreiwilliger „Synthese aus Sparzwang und Ökologie“ (ALBERTSHAUSER 1985)? Meine eigenen Nachprüfungen vor Ort und in mehreren Städten haben immer wieder ergeben, dass diese Versuche, anstelle des bisherigen Gärtnergrüns oder auch im Rahmen von Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen Ökogrün oder Biotope zu produzieren, nur selten die intendierten Ergebnisse hatten, aber regelmäßig als Erfolg verkauft wurden: sogar dann, wenn die Effekte paradox waren, d.h. den deklarierten Zielen zuwiderliefen. Meist blieb der Fehlschlag unbemerkt; wenn er doch einmal bemerkt wurde, gab man ihn nachträglich als Absicht aus oder erfand im nachhinein irgendwie dazu passende Ziele. Oft reicht die Fähigkeit, die reale Vegetation zu interpretieren, gar nicht mehr aus, um Erfolg und Mißerfolg überhaupt noch unterscheiden zu können: Dann kann jedwedes Beliebige als das zuvor Intendierte und genau Richtige gelten. Bei der ökologischen Grünflächenpflege, beim gestaltenden Naturschutz und sogar beim bloß noch formal okkupierenden Prozessschutz läuft (in und außerhalb der Stadt) heute fast überall das Gleiche ab: Man schlägt zu, wartet ab, was passiert, und behauptet dann, so sei es gewollt gewesen.

Was nun das angeht, was in der Stadt so von selber wächst (KOWARIKS Stadtnatur der 4. Art), so sollte man sie mit allen Mitteln davor schützen, amtlicherseits geschützt und gepflegt, ja auch nur (z.B. durch Biotopkartierungen) registriert, katastriert oder gar in geographischen Informationssystemen erfaßt zu werden: Solche Bestandsaufnahmen sind zwar im allgemeinen folgenlose Symbolismen, können bei gegebenen Anlaß aber auch

allzu leicht auf administrative Bepflanzungsversuche hinauslaufen. Das gilt selbstverständlich auch für die sogenannten Stadtbrachen, wie sie im Zuge der Stadtentwicklung entstehen und immer wieder verschwinden, deren Flora und Fauna aber absolut keiner amtlichen Betreuung bedarf.

Das heißt aber auch: Nur keinen Naturschutz, keinen Biotopismus, keine Stadtbrachenveredlung und keine Naturgärtnerei in der Stadt! Das läuft nach aller Erfahrung nur auf neue (meist zerstörerische) Kunststücke, auf unkontrollierte Beliebigkeiten und neue Aussperrungen hinaus („Leute raus, Experten rein!“). Der einzige sinnvolle Naturschutz in Stadtgebieten besteht im Wachsenlassen von dem, was in der Stadt so von selber wächst – wo und solange es die alltäglichen Bewegungen, Transporte und anderen Verrichtungen auf diesen Flächen nicht wirklich stört. Dann sind die üblichen Störungen und Zerstörungen von wirklich störendem Unkraut bedeutungslos, ja erwünscht: Denn gerade diese Störungen sind es ja, die – nach dem bekannten Ökologen-Slogan: Stabilität durch Störung – die Sukzessionszyklen der spontanen Stadtvegetation am Leben erhalten.

### **3 Vielfalt und Eigenart der „StadtNatur 4. Art“**

Jeder Vegetationskundler oder Florist, der die spontane Stadtvegetation einigermaßen kannte und nicht empiriefrei an die herkömmlichen Naturschutzmythen vom Moloch Stadt glaubte, hat sicher schon lange vor allen umständlichen (und im Ergebnis immer vieldeutigen) floristischen Rasterfahndungen gewusst, dass die „StadtNatur der 4. Art“ auch nach allen denkbaren (naturschützerischen und anderen) Maßstäben einen hohen Rang einnimmt und nicht zuletzt eine hohe, wie immer definierte  $\alpha$ -,  $\beta$ - und  $\gamma$ -Diversität aufweist.

In allen Kulturlandschaften sind die wirkungsvollsten Diversitätserzeuger ja leicht auszumachen. Vielfalt gleich welcher Definition entsteht hier nur mehr selten und nachgeordnet aufgrund naturlandschaftlicher Heterogenität (d.h. durch naturbürtige Standortvielfalt), sondern viel eher aufgrund von bestimmten Nutzungsstrukturen, und zwar vor allem durch eine kleinräumige Vielfalt heterogener Nutzungen mit vielen Nutzungsgrenzen und Grenzsäumen, die im Idealfall in der Hand von lokalen Nutzern liegen. Das bedeutet im allgemeinen auch: Kleinteilige Verzahnung von Kulturen und Kulturbegleitgesellschaften, eine Kombination von Nutzungsvielfalt mit vielfältiger Nutzungsbegleitvegetation auch auf kleinstem Raum, eine Allgegenwart von Störungen sowie von störungsbedingten Zonierungen und Gradienten, von Eingriffen und Eingriffsmosaiken, ein Neben- und Ineinander von nutzungs-, pflege- und vernachlässigungsbedingten (verbra-



chungs-, sukzessionsbedingten) Lebensgemeinschaften. Es ist leicht zu sehen, dass die genannten Diversitätserzeuger heute gerade innerhalb und am Rande von Stadtgebieten und Verdichtungsräumen besonders wirkungsvoll auftreten und anderswo, zumal in den meisten Agrarlandschaften, oft nicht mehr sehr ausgeprägt sind – und auch eine naturbürtige Heterogenität der Standorte kann, wie gesagt, unter heutigen Bedingungen nur mehr selten eine vergleichbare Vielfalt erzeugen.

Die beschriebene kulturlandschaftliche Vielfalt vervielfältigt sich noch, wenn eine „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ hinzukommt, und auch die ist heute vor allem in Stadtlandschaften bzw. städtisch geprägten Räumen anzutreffen. Mit dieser „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ ist bekanntlich folgendes gemeint: Die physisch-räumliche Kopräsenz von unterschiedlichen Stadien unterschiedlicher Flächennutzungssukzessionen; allgemeiner: Das Nebeneinandervorkommen von aufeinander folgenden Stadien historischer Prozesse, mag es sich um kulturlandschaftliche oder städtebauliche, um ökonomische oder soziale Sukzessionen handeln. Ein solches Nebeneinander von entwicklungsgeschichtlich ungleichzeitigen Inwertsetzungen führt typischerweise auch zu einer floristisch-soziologischen Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die begrifflicher Weise „Vielfalt“ und „Eigenart“ noch beträchtlich erhöht und durch Schutz- und Pflegemaßnahmen auch nicht annäherungsweise simuliert werden kann.

Überdies war immer schon mühelos zu erkennen, dass die spontane Vegetation der Stadtgebiete nicht nur eine hohe Vielfalt, sondern auch eine ausgeprägte „Eigenart“ besitzt (und zwar auf allen bedeutsamen räumlichen Ebenen): Es war für einen klaren Blick nie zu übersehen, dass die mitteleuropäischen Stadtgebiete sich nicht nur markant von nichtstädtischen Gebieten, sondern nach ihrem Arten- und Gesellschaftsinventar auch untereinander auf charakteristische Art unterscheiden (und zwar mindestens so sehr wie Naturlandschaften und nichtstädtische Kulturlandschaften). In jeder einzelnen Stadt wiederum kann man beobachten, dass sogar die Ruderalvegetation ihrer einzelnen Stadtquartiere oder Stadtteile „Eigenart“ besitzt, weil sie die quartierseigenen Baustrukturen und Flächenutzungen spiegelt.

Das alles kann man heute auch aus den in Florenatlanten dokumentierten floristischen Rasterfahndungen herauslesen (obwohl deren Statistiken und Raumbilder natürlich immer mehrdeutig und vor allem kein Ersatz für reale vegetationskundliche Erfahrung sind). Schon zu Beginn dieser Florenatlantenreihe war im Südniedersachsenatlas „eindeutig zu erkennen, wie die Zunahme der Artenzahl (pro Meßtischblattquadrant) bei gleichzeitiger Zunahme der Siedlungsaktivität wächst“ (HAEUPLER 1974, 49) und „erst bei den größeren Städten (etwa ab 50.000 Einwohner) ein deutlicher Sprung

in den Artenzahlen nach oben festzustellen“ war (ebd., 51). Daran hat sich in der Folge nicht mehr viel geändert (vgl. HAEUPLER u. SCHÖNFELDER 1988, 34f.; GARVE 1994, 17 u. 28ff.; HAEUPLER 1999a; DERS. 1999b; HAEUPLER u. VOGEL 1999 ...) „Großstädte mit ihrer näheren Umgebung gehören heute zu den artenreichsten Regionen überhaupt und weisen im direkten Vergleich deutlich mehr verschiedene Arten auf als Flächen gleicher Größe außerhalb der Städte“ (GARVE 1994, 14). In Niedersachsen und Bremen liegen sogar die Spitzenwerte für Rote-Listen-Arten bzw. für *gefährdete* Farn- und Blütenpflanzen großenteils im Bereich der Städte und ihrer nächsten (städtisch geprägten) Umgebung (ebd.).

„Das mag manchen Leser überraschen“, hieß es mit Recht bei HAEUPLER (1974, 48). Aber hätte das nicht auch für jeden Naturschützer längst selbstverständlich sein müssen? Die „Überraschung“ beruhte nie auf Beobachtung und Erfahrung, sondern immer nur auf einer tiefverwurzelten naturschutzideologischen Assoziation von Großstadt mit Unnatur, Naturzerstörung, zivilisatorischer Entwurzelung sowie Vernichtung von Vielfalt, Eigenart und Schönheit. Inzwischen wird diese Überlegenheit der Städte – Überlegenheit relativ zum Gesamtgebiet, zum Stadtumland und zur Agrarlandschaft – immer von neuem vorgerechnet (zuletzt noch einmal von KLOTZ 2000, 143ff. für Ostdeutschland aufgrund von BENKERT u.a. 1996). Diese städtische Vielfalt ist keineswegs auf die „fremdländischen Arten“ zurückzuführen, sondern gilt auch bei den altheimischen, und „die wesentliche Ursache“ für diese überlegene Biodiversität der Städte liege natürlich in deren „heterogener Raumstruktur“ mit „Biotopkontrasten auf kleinem Raum“, die ihrerseits „wiederum das Spiegelbild der [kleinteilig-differenzierten städtischen] Landnutzung“ seien (BENKERT u.a. 1996, 144). War je etwas anderes zu erwarten? Und weil nach KLOTZ 2000 „die fremdländischen Arten nicht zu einer größeren Ähnlichkeit der Stadtfloren untereinander führen“, die Stadtfloren vielmehr tendenziell sogar stärker individualisiert sind als andere Regionalfloren, kann man hinzufügen: Tendenzial sind die Stadtlandschaften den anderen Landschaften nicht nur im Hinblick auf ihre „Vielfalt“, sondern auch im Hinblick auf ihre regionale „Eigenart“ überlegen. Und all das geht keineswegs auf Reste nichtstädtischer, d.h. „naturnaher“ und agrarlandschaftlicher Biotope zurück! Die entsprechend faunistische Überlegenheit der Stadtgebiete (gegenüber so gut wie allen anderen Gebietstypen in Mitteleuropa) ist nicht zuletzt durch die Publikationen von REICHHOLF (z.B. 1989; 1991; 1994) wohl schon stärker ins allgemeine Bewußtsein gedrungen: „Nicht einmal Naturschutzgebiete bieten mehr“ (REICHHOLF 1994, 6).

Das alles verdanken die Städte offensichtlich weder dem Naturschutz, noch der Grünadministration, sondern im wesentlichen solchen Absichten

und Tätigkeiten, die mit Natur überhaupt nichts am Hut hatten, weder mit der Natur im allgemeinen, noch mit irgendeiner besonderen Natur.

Um Missverständnisse zu verhindern, betone ich noch, dass ich die üblichen Begriffe von „Vielfalt“, „Biodiversität“ etc. für ganz und gar untauglich halte, einen Wertmaßstab für „Natur“ abzugeben. Man kann das vorstehende also ruhig auch als eine deductio ad absurdum der politökologischen Sprechblase „Vielfalt/Biodiversität“ lesen. Was bleibt Naturschützern, Naturplanern und Naturmachern aber dann noch?

Es ist nun auch leicht zu sehen, warum es nur schaden kann, wenn irgendwelche Instanzen in der Stadt Naturschutz treiben, überhaupt gezielt Natur verwalten und produzieren wollen. Die unabdingbare Voraussetzung für alles, was Naturschutz und Grünadministration in der Stadt für wünschens- und deshalb schützenswerte, z.B. „vielfältige“ und „eigenartige“ Natur halten, das ist (innerhalb nicht anders als außerhalb der Städte) vor allem eine kleinteilig-differenzierte Flächennutzung durch lokale Nutzer, und genau dies ist – wie alle anderen Bedingungen von Vielfalt und Eigenart – durch Grün-, Biotop- und Naturschutz-Management schlechthin nicht zu ersetzen. In irgendeinem Sinn wünschenswerte, gar schützenswerte Natur kann also nur ein unbeabsichtigter, jedenfalls nicht direkt intendierter side effect oder ein Kuppelprodukt bestimmter Siedlungs-, Freiraum- und Nutzungsstrukturen sein, die das Wünschbare und Schützenswerte dann gratis mitproduzieren. Genau so ist die unleugbare Vielfalt und Eigenart der städtischen Ruderalvegetation ja entstanden – wie schon überhaupt fast alles, was der Naturschutz heute in Mitteleuropa für schützenswert hält. Kurz, in der Stadt Natur produzieren und Naturschutz treiben, das heißt so gut wie immer: Etwas direkt wollen, was wesentlich nur Nebenprodukt von etwas anderem sein kann.

Wie immer eingegriffen wird, ob der Naturschutz Flächen nun „pflegt“ oder (nach einer bloß formalen Okkupation) „sich selbst überläßt“: Der Schutz verändert die schutzwürdige Vegetation, und zwar nach aller Erfahrung auf eine nicht vorgesehene und (auch nach den Maßstäben des Naturschutzes selber) negative Weise. Tendenziell wird zerstört, was gepflegt und geschützt werden sollte. Es ist ja auch von vornherein unwahrscheinlich, dass bestimmte Vegetationszustände, die bisher unbeabsichtigte Nebenprodukte eines absichtsvollen Wirtschaftens oder eines anderen Alltagshandelns waren, nun genau und nebenfolgenfrei als intendierte Hauptprodukte (also durch Nutzungssimulation) reproduziert werden könnten. Jede Maßnahme produziert z.B. Nivellierungseffekte: Wenn gepflegt wird, wird durch Pflege nivelliert; wenn die Fläche sich selbst überlassen bleibt, wird das gleiche über kurz oder lang durch die Sukzession besorgt (indem diese die Vegetation auf großflächige und in jeder Hinsicht triviale Schluss-

und Vorschlussgesellschaften hin nivelliert). Nichts gegen diese im Sinne des Naturschutzes „triviale“ Vegetation – aber sie gedeiht seit eh und je reichlich auch ganz ohne jeden Naturschutz.<sup>2</sup>

Ich kann nun zum Ausgangspunkt zurückkehren: Beobachten wir, wann und wie Politiker und Administratoren, wissenschaftliche Experten und einschlägige Professionen von (der) Natur (der Stadt) reden. Jede Belegsammlung (und sei es nur aus der Lokalpresse) zeigt, dass Natur vor allem als Deckwort für etwas Ausgefallenes, Unalltägliches, Spektakuläres und Kostspieliges fungiert; wo von Natur die Rede ist, ist gemeinhin eine politisch und pädagogisch vorzeigbare, symbolschwangere, propaganda-, presse- und einweihungsfähige Natur gemeint. Das heißt: „Natur“ taucht regelmäßig da auf, wo eine schon vorhandene, normal-alltägliche Natur 2. Klasse, die bisher das (meist frei zugängliche) Gratis- und Nebenprodukt alltäglicher Inwert- und Außerwertsetzungen städtischer Parzellen war, aber den Experten zu unscheinbar und zu billig ist, administrativ okkupiert und kurz- oder langfristig durch eine Expertennatur 1. Klasse, eine (Landschafts) Gärtner-, Biotop- oder Naturschutznatur ersetzt werden soll. Diese Behörden- und Naturschutznatur muss dann – wieder nach dem alten Motto: Leute raus, Experten rein! – gleichermaßen gegen Natur 2. Klasse (Unkräuter und Untiere!) wie gegen Menschen 2. Klasse (Vandalen!) verteidigt werden, oft unter beträchtlichen Kosten, aber auf die Dauer immer erfolglos.

Das ist der Augenblick, in dem man sich erinnern sollte, dass „etwas Natürliches“ im normalen Sprachgebrauch gerade *nicht* etwas Aufwendig-Spektakuläres, sondern eher etwas Selbstverständliches, Gewohntes, Gewöhnliches, Bekanntes und Normales meint, nicht zuletzt die ganz normale Alltagswelt des eingespielten alltäglichen Lebens. Den Stadtbewohnern wäre sehr damit gedient, wenn die Administration und nicht zuletzt der Naturschutz gerade diese Natur künftig in Ruhe ließen. Auch als Naturerlebnisanimatoren sind diese Instanzen nach aller Erfahrung völlig ungeeignet. Um es noch zu pointieren: Schon das öffentliche *Reden* von (der) Natur (in) der Stadt schadet nur – erstens den Stadtnaturen und zweitens den Stadtbewohnern.

## Literatur

ALBERTSHAUSER, E. M. 1985: Neue Grünflächen für die Stadt. München.

ALONSO, E. G. und K. H. HÜLBUSCH 1996: Stadtbäume-Schule. Notizbuch 38 der Kasseler Schule. Kassel.

---

<sup>2</sup> Einige m.E. marginale Einwände gegen die skizzierten Thesen haben REBELE u. DETTMAR 1996, 163ff. vorgebracht; ich glaube, sie lassen sich leicht auflösen (vgl. HARD 1998, 317ff.).

- BOYE, P. und H.-G. BAUER 2000: Vorschlag zur Prioritätenfindung in Artenschutz mittels Roter Listen sowie unter arealkundlichen und rechtlichen Aspekten am Beispiel der Brutvögel und Säugetiere Deutschlands. In: BINOT-HAFKE, M. et al. (Bearb.): Bundesweite Rote Listen – Bilanzen, Konsequenzen, Perspektiven. Bonn-Bad Godesberg, S. 71–88.
- BENKERT, D., F. FUKAREK und H. KORSCH (Hrsg.) 1996: Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen Ostdeutschlands. Stuttgart.
- BÖSE-VETTER, H. (Red.) 1989: Nachlese. Freiraumplanung. Kassel (= Notizbuch 10 der Kasseler Schule).
- BREUSTE, J. 1999: Stadtnatur – warum und für wen? In: BREUSTE, J. (Hrsg.): 3. Leipziger Symposium Stadtökologie. Leipzig, S. 1–8 (= UFZ-Bericht Nr. 10/1999).
- FALTER, R. 1994: Rettet die Natur vor den Umweltschützern! In: Garten und Landschaft 1994, Heft 7, S. 4–6.
- GARVE, E. 1994: Atlas der gefährdeten Farn- und Blütenpflanzen in Niedersachsen und Bremen. 2 Bde. Hannover 1994.
- HAEUPLER, H. 1974: Statistische Auswertung von Punktrasterkarten der Gefäßpflanzenflora Südniedersachsens. Göttingen (= Scripta Geobotanica, Bd. 8).
- HAEUPLER, H. 1999a: Zur Phytodiversität Deutschlands, eine aktualisierte Bilanz. Cour. Forsch.-Inst. Senckenberg 215, S. 103–110.
- HAEUPLER, H. 1999b: Elements of biodiversity in today's nature conservation discussion from a geobotanical viewpoint. In: KRATOCHWIL, A. (ed.): Biodiversity in ecosystems. Amsterdam, S. 185–197.
- HAEUPLER, H. 2000: Die ungleiche Verteilung der Artenvielfalt innerhalb Deutschlands. Floristische Rundbriefe 34 (1), S. 17–24.
- HAEUPLER, H. und P. SCHÖNFELDER 1988: Atlas der Farn- und Blütenpflanzen der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart.
- HAEUPLER, H. und P. SCHÖNFELDER 1988: Atlas der Farn- und Blütenpflanzen der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart.
- HAEUPLER, H. und A. VOGEL 1999: Plant diversity in Germany: a second review. In: Acta Botanica Fennica 162, S. 55–59.
- HARD, G. 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: B. BACKÉ und M. SEGER (Hrsg.): Festschrift Elisabeth LICHTENBERGER. Klagenfurt 1985, S. 29–52 (= Klagenfurter Geographische Schriften, 6). Wieder abgedruckt in: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.) 1990: Hardware. Kassel, S. 273–294.
- HARD, G. 1997: Grün in der Stadt: Tatsachen und Wahrnehmungen. In: STEINER, D. (Hrsg.): Mensch und Lebensraum. Opladen, S. 233–259.
- HARD, G. 1998: Ruderalvegetation. Ökologie und Ethnoökologie, Ästhetik und „Schutz“. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. 1981a: Das wilde Grün der Städte. In: ANDRITZKY, M. und K. SPITZER (Hrsg.): Grün in der Stadt. Reinbek b. Hamburg, S. 191–201.
- HÜLBUSCH, K.H. 1981b: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: ANDRITZKY, M., K. SPITZER (Hrsg.): Grün in der Stadt. Reinbek b. Hamburg, S. 320–330.
- KLOTZ, S. 2000: Stadtlandschaften – die artenreichsten Lebensräume in Mitteleuropa? In: Gaia 2, S. 143–144.
- KOWARIK, I. 1992: Stadtnatur – Annäherung an die „wahre“ Natur der Stadt. In: Stadt Mainz und BUND Kreisgruppe Mainz (Hrsg.): Symposium „Ansprüche an Freiflächen im urbanen Raum“. Mainz, S. 63–80.
- LÉVY, B.-H. 1980: Das Testament Gottes. Wien, München, Zürich, Innsbruck.
- REBELE, F. und J. DETTMAR 1996: Industriebrachen. Ökologie und Management. Stuttgart.
- REICHHOLF, J. 1989: Siedlungsraum. München.

REICHHOLF, J. 1991: Stadt mit Lebensqualität. In: Fauna 3, S. 28–30.

REICHHOLF, J. 1994: Die Attraktivität der Stadt. Tumult, Schriften zur Verkehrswissenschaft, Nr. 19 (Synantropen).

THEILING, Chr. 1992: „Was heißt denn schon Natur?“ Oder: Wider die professionelle Natur der Naturzerstörung. Manuskript. Kassel [7 Seiten].

WELK, E. und M. H. HOFFMANN 2000: Bewertung der Schutzrelevanz von Gefäßpflanzen in Deutschland aus arealkundlicher Sicht. In: BINOT-HAFKE, M. et al. (Bearb.): Bundesweite Rote Liste – Bilanzen, Konsequenzen, Perspektiven. Bonn-Bad Godesberg, S. 89–109.